Zeitschrift: Baselbieter Heimatblätter
Herausgeber: Gesellschaft für Regionale Kulturgeschichte Baselland
Band: 61 (1996)
Heft: 1

Artikel: Fremd sein?!
Autor: Schindhelm, Michael
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-860146

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Fremd sein?!

Von *Michael Schindhelm,* neuer Direktor der Basler Theater

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

«fremd», dieses Wort, dessen Semantik wir so gut zu kennen meinen und das mit den rapiden politischen und sozialen Bewegungen unserer Welt – aber auch mit den ganz intimen unseres eigenen Lebens – so an Bedeutung gewonnen hat, dieses Wort, das heute abend nun auch im Mittelpunkt unserer Begegnung und unseres Nachdenkens stehen soll, hat einen sehr langen und eigentlich geheimnisvollen Weg der Verwandlung in unsere Sprache hinein zurückgelegt. «Fremd», was uns heute soviel bedeutet wie «von auswärts stammend», «nicht heimisch», «nicht zugehörig», «unbekannt», leitet sich ab vom althochdeutschen «fremidi», was wiederum auf das germanische «fram» zurückgeht. Und nun die wunderliche Feststellung: «fram» hiess soviel wie «tapfer, tüchtig, vorzüglich» und hat später neben «fremd» noch einen anderen, heute allerdings aus der Mode gekommenen Begriff geboren: nämlich «fromm».

Am Beginn unserer Sprache also, gewissermassen im tertiären Stadium unserer Kultur, da ihre wichtigsten Energievorräte entstanden, *muss* der Fremde, der Auswärtige, der nicht-Heimische zugleich die magische Wirkung – wenn nicht sogar Anziehung – ausgeübt haben, auch der Tapfere und Tüchtige zu sein, eine Führer-, eine Identifikationsfigur. So paradox das auf den ersten Blick aussieht, begreifen wir doch unwillkürlich, dass wir solche Antinomien auch in anderen Zusammenhängen wiederfinden. Das Wort «heilig» etwa birgt in sich die Linie unserer psychologischen Spaltung, bedeutet es doch im Ursprung sowohl das «Anbetungswürdige» wie auch das «Verruchte».

Fremd, fram: tapfer und hervorragend. So ganz wollen wir das nicht gleich glauben. Aber schliesslich fiel diese Wort-Entstehung in die Zeit der grossen Wanderungen, der Kulturumzüge und Gesellschafts-Translationen nach dem Ende des Römischen Reiches. Kein Wunder also, wenn das Fremde dazumal anders wahrgenommen und sogar aufgenommen wurde.
Das ist nicht unsere Erfahrung: Diese vielmehr assoziiert mit dem Fremden einen Zustand des Ausgeschlossen- und Nichtzugehörigseins, des Gemiedenen, der Einsamkeit, oft auch des Elends und der Not. Die Hölle seien immer die anderen, hiess es, wir könnten auch sagen: die Fremden. Aber stimmt das eigentlich so? Ist Fremdheit wirklich für uns nur Attribut der Schattenseite, Vorbote der sozialen Distanz, der blutrote Rahmen und das Feindbild? Gewiss ist das auch heute nicht immer so. Die Helden unserer Tage, die Umjubel-

* Ansprache, gehalten am 23. November 1995 an der Vernissage des Verlags des Kantons Basel-Landschaft, wo u. a. der Baselbieter Heimatbuch 20 mit dem Schwerpunktthema «Fremd?!» vorgestellt wurde.

ten und Begehrten, sie sind es nur zu oft auch deshalb, weil sie keine «von uns» sind. Das «O. J. Simpson Trial» über den Mohren, von dem wir nie erfahren werden, ob es eine Variante auf Othello gewesen ist, lässt uns erkennen, wie nahe Vergötterung und Verurteilung beieinander liegen. In Deutschland (und sicher nicht nur dort) gibt es dunkelhäutige Fussballstars, die in der Arena den sportlichen Erfolg als psychedelische Reizüberflutung erfahren und zugleich Gefahr laufen, auf der Strasse von gewaltbereiten Jugendlichen zusammengeschlagen zu werden.

Wer sind da eigentlich die Fremden: der siegende, blendende Afro-Europäer des Showgeschäfts oder die sozial verirrten oder an den Rand gedrängten Jungs in Springerstiefeln? Die Trennlinien verlaufen labyrinthisch, der Drahtverhau ist unsichtbar. Zuweilen. Aber er ist deshalb nicht minder gefährlich.

Eines bleibt festzuhalten. Die Erfahrung der Fremdheit wie der Vertrautheit erleben wir auf zweierlei Weise. Sie ist zum einen gesellschaftlich, politisch, wenn wir als Deutsche, Schweizer, Franzosen oder einfach Europäer dem Fremden begegnen, zum anderen hat sie eine zutiefst intime Quelle, und mit ihr – vor ihr – ist jeder allein, jeder nur noch sich selbst vertraut, nicht einmal mehr sich selbst vertraut. – Das bedarf der Erläuterung.

Wir sind am Ende eines Jahrhunderts, in dem so vielen Menschen wie nie zuvor unfreiwillig auf Wanderschaft, also auf die Flucht gegangen sind. 60 Millionen allein in diesen Tagen, jeder zweite Flüchtling – ein Kind. Wir bringen also neue Vertreibung zur Welt. Es ist eigentlich sicher, dass die grossen, globalen Migrationen trotz allem noch vor uns stehen. Das 21. Jahrhundert könnte sehr wohl dasjenige eines überrollten Europas sein, der permanenten Flucht- und Suchbewegung, der ethnischen Katalyse, eines Gesellschaftszustands der Belagerung und der Selbstverteidigung.

Die Geste der Selbstverteidigung übrigens beherrscht schon heute die sogenannte Erste Welt, vor allem, seitdem die Zweite untergegangen ist. Das Gegenüber ist neu definiert aus Sicht der Industriestaaten, das Gegenüber ist jetzt der asiatische, afrikanische, lateinamerikanische, ja es ist der osteuropäische Asylant. Dass die Wohlstandseuropäer beispielsweise für den (so verstandenden und seit einiger Zeit tiefer empfundenen) Abwehrkampf gegen diese moderne Form der Ahasverus-Existenz schlecht präpariert sind, liegt auf der Hand. Allein die Tatsache, dass der Zusammenschluss Europas vor allem unter den Auspizien des Ausschlusses der Nicht-Europäer verstanden wird, dass die Gesetze verschärft und die Bollwerke höher geschichtet werden müssen, während der Brand die Flüchtenden immer näher und zahlreicher an unsere Grenzen treibt, während die Springflut von Gewalt und Elend aus nah und fern ihrer Heimat entrissene Menschen auf unsere Bahnhöfe und in unsere vorsorglich ausserhalb der Städte errichteten Heime spült, allein die Tatsache, dass wir über die Abschiebe-

praxis mehr diskutieren als über die Hilfspraxis, bezeichnet unser Trauma, beschreibt, wie wir aufgeschreckt worden sind aus den Seelenfriedenszeiten des Kalten Krieges.

Das Pathos der Distanz gegenüber dem Fremden ist auch unter den meisten europäischen Völkern eine ausgemachte und althergebrachte Sache. Das Vaterland, die Scholle, Blut und Boden – wir verstehen uns – das sind immer zunächst Gefühle und Konstitutionen, ehe daraus im leider nicht mehr einzelnen Falle Perversionen werden. Wir ehren die Heimat, die blaue Donau, den blauen Rhein, den blauen Gardeoffizier, Westerwald und Tiroler Hut, Heimat ist überall, mit Heimat bist Du stark. Und: in der Heimat, da ist Frieden, da wirst Du immer glücklich sein. Die Chimäre vom begrenzten Paradies, von der Unantastbarkeit unserer Eintracht mit der Welt, in der wir uns nach der einheimischen Konjunktur strecken und das fremde Leben draussen zunehmend nur mehr als prästabiliertes Medienprogramm begreifen, diese Chimäre spukt bereits zwischen den beiden Bürgern, denen Goethe im Faust zu diesem markigen Gespräch verholfen hat:

«Nichts bessers weiss ich mir an Sonn- und Feiertagen
als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
wenn hinten, weit, in der Türkei, die Völker aufeinanderschlagen.
Man steht am Fenster, trinkt sein Gläschen aus
und sieht den Fluss hinab die bunten Schiffe gleiten;
dann kehrt man abends froh nach Haus
und segnet Fried' und Friedenszeiten.»

«Herr Nachbar, ja! So lass ich's auch geschehn
sie mögen sich die Köpfe spalten,
mag alles durcheinandergehn;
doch nur zu Hause bleibt's beim alten.»

«Dann kehrt man abends froh nach Haus
und segnet Fried- und Friedenszeiten.»

Die Liturgie eines jeden Patrioten.
Damit keine Missverständnisse aufkommen: ich halte Heimatgefühle nicht für etwas grundsätzlich Verwerfliches. Vielmehr nähre ich immer noch den Glauben, dass ein natürlicher Legitimismus, ein klares und stilsicheres Bewusstsein für die eigene Herkunft und die unpathetische Annäherung an die Hefe der persönlichen Existenz, das Land, die Leute, die Geschichte, die eigentliche Vorbedingung für ein vorurteilsloses Verhalten gegenüber den Fremden sind. Gewiss, es hat eine kurze Zeit der Blumen und der schwingenden Hüften gegeben, eine Art Sündenfall des Anti-Nationalismus, in der sich eine junge Generation in Europa von Vaterland, Heimat, Herkunft, Konvention, am Ende auch von der sogenannten Nation emanzipiert zu haben glaubte. Swinging London, azurne Strände und das runde Mobil aus Wolfsburg: das war die Geburtsstunde der breiten Multi-Kulti-Bewegung. Freizügigkeit, in allerlei Hinsicht, auch in nationaler, auf eine Elektrogitarre gespannt. Zugegeben, diese Bewegung blieb in den Metropolen stecken, wo der Vaterlandsbegriff ohnehin zur diffusen Grösse zerstäubt ist, zugegeben auch, diese Bewegung scheiterte am Ende an den Barrikaden des Kleinbürgertums und am fortschreitenden Pensionsanspruch ihrer Protagonisten. Zu-

gegeben auch, dass Europa und seine Menschen heute vor einer einzigartigen Zerreissprobe stehen. Das Zeitalter der schier unbegrenzten Kommunikation hat einerseits zu einer unglaublichen Bewegungsmöglichkeit des Einzelnen geführt, viele von uns sind eigentlich nur noch unterwegs, auf den Bahntrassen, den Autobahnen und Fluglinien. Andererseits hat dieses Zeitalter den Einzelnen an einen Ort gefesselt, an dem er es immer am schwersten gehabt hat und wo er sich nur selten behaupten konnte: an sich selbst. Das Zeitalter der unbegrenzten Kommunikation ist unumstritten auch das Zeitalter der grossen Einsamkeit, der Massen-Einsamkeit.
Neun Stunden sitzt ein US-Amerikaner inzwischen täglich vor dem TV, bei Kindern sind es noch etliche Stunden mehr, hierzulande sind wir davon nicht mehr allzuweit entfernt. On line, Multimedia, die schönen neuen Datenautobahnen werden das Ihrige dazu beitragen. Das Ergebnis ist eine fortschreitende Entfremdung auch unter den sogenannten Ein-Heimischen. Längst leben sie nicht mehr in einem Heim, sie drohen sich auf ebenso unwillkürliche wie freiwillige Weise aus den Augen zu verlieren. Der Fremde, das ist schon lange nicht mehr nur der Libanese oder Kroate, es ist auch der Nachbar von gegenüber und/oder nebenan. Und das vor dem Hintergrund einer gigantischen Werbeindustrie, die uns mit betörender Bauchrednerrhetorik auf die angeblichen alten Werte zurückbringen will, die uns mit Reinheitsgeboten, Natur- und Traditionsbewusstsein in die Aufmarschgebiete des Massenkonsums leitet. Das Wasser fürs Mineral kommt aus dem Herzen der Natur, Bohne und Traube werden mit der Traditionserfahrung von Jahrhunderten gebrannt, und das Fleisch ist nur gutes Fleisch, wenn es von *unseren* Weiden kommt. Das alles kann man nur demjenigen glauben machen, der von Natur, Tradtition, Heimat weitestgehend abgeschnitten ist. Er läuft Gefahr, selbst Gegenstand der Verpackungswirtschaft zu werden.

Entfremdung in Europa (und freilich nicht nur dort) nach innen und nach aussen. Die rapide Verwandlung, ja Zerstörung von Wirklichkeiten, durch Massenarbeitslosigkeit, Umweltverschmutzung, Wohnungsnot, Zersiedlung, sie bedroht das europäische Individuum mit neuer Stärke. Der Boden unter uns wird knapp und feucht, die Sicherheiten schwinden, die Drainage versagt.

Sie werden vielleicht sagen, dass alles sei Schwarzfärberei, und übrigens gäbe es ja auch noch Unterschiede, zum Beispiel zwischen Paris, Berlin und Liestal. Und selbst, wenn Sie jetzt nicht so gedacht haben sollten, Sie haben natürlich recht! Natürlich gibt es Menschen, die durch habituelle oder äussere Umstände den fundamentalen Versicherungen hartnäckiger und erfolgreicher begegnen als andere. Zweifelsohne gibt es Regionen, an denen der bittere Kelch der allgemeinen Entfremdung bisher vorübergegangen ist. Aber wir werden nicht leugnen können, dass die, die es (angeblich) besser haben, es vor allem *noch* besser haben. Will sagen: Der Vorteil von mehr Balance zwischen fremd und vertraut (wenn das der zutreffende Gegensatz überhaupt ist), die humanitäre Rendite aus multikultureller Nachbarschaft und kosmopolitischer Erziehung – sie charakterisieren die sinkenden Vorzüge eines Inseldaseins, um das die Flut unerhörter na-

tionaler, ethnischer aber auch sozialer Spannungen und Bedrohungen leckt.

Gestatten Sie, dass ich, der ich bislang heute abend so selbstverständlich über alle Fremdheit hinwegzureden versucht habe, wo doch kein Zweifel darüber bestehen kann, dass es auch zwischen Ihnen und mir einen Aspekt des Unvertrauten geben muss und Ihnen in meiner Rede ein Akzent des Unzugehörigen, vielleicht sogar des Ungehörigen auffallen muss, dass ich also von einem verbindenden, vertrauenden Wir zu einem sich der Verletzung und der Schutzlosigkeit aussetzenden Ich übergehe, freilich, weil ich von der Hoffnung angetrieben werde, es gäbe hier zwischen uns bereits eine Vertrautheit, die das zuliesse.

Ich bin, wie Sie wissen, kein Basler, Zürcher oder Berner Bürger. Ich bin vermutlich überhaupt keiner Stadt Bürger. Die Orte, an denen ich gewesen bin, sind inzwischen meist ehemalige Orte, obwohl es sie freilich noch gibt. Ich komme aus der ehemaligen DDR, man sagt heute, manchmal beschämt: die neuen Bundesländer. Jemand hat gar den grotesken Begriff der «jungen» Bundesländer geprägt, gottlob ohne Folgen. In der Stadt Eisenach geboren, aber nie gelebt, habe ich mit 15 das Elternhaus verlassen, habe andernorts auf einer Spezialschule mein Abitur unter bereits studentischen Verhältnissen gemacht (sofern es die damals und dort überhaupt gab), mit 18 ging ich für 5 Jahre in die ehemalige Sowjetunion, alles andere als vorbereitet, mit 23 Jahren zurück in eine DDR, die ich noch nicht kannte; vorbei mit den alten Freundschaften, mit den alten Geschichten, ich lebte im ehemaligen Ost-Berlin – mit Balkonaussicht auf die ehemalige Mauer, 5 Jahre später gingen da Menschen hindurch, mit Tränen in den Augen. Ich ging auch, in eine neue, alte Welt. Hin und zurück. Nun bereite ich mich und andere auf mein Leben bei Ihnen vor, und ich mache, wie jedes Mal, Entdeckungen.

Ich habe in den bisher drei Jahrzehnten meines mehr oder weniger sich selbst bewussten Lebens – Sie werden es vielleicht nicht glauben – Fremdheit, Fremdsein als ein entscheidendes Stimulans meiner Wahrnehmung empfunden. Mittendrin zu sein und doch nicht dazu zu gehören, sich vor den offenen Pranken einer widrigen Gesellschaft zu verbergen, in Nachbarschaft zu leben mit den Grenzposten, in der Witterung ihrer Wachhunde, ein Christ zu sein unter «sozialistischen» Kameraden: das ist ein Stück meiner Kindheit, ohne Trauer und ohne Wunsch nach Tröstung. Ein Schauspieler, der mit mir nächstens in Basel arbeiten wird und damals die Schulbank drückte, lebte in der Mausefalle, dem sogenannten Grenzgebiet, wenige 100 Meter vor der Demarkationslinie zu Westdeutschland. Links war also das Jenseits des Westens, rechts die Kontrollpatrouille in die DDR. Besuchen konnte man ihn nicht. Jeder hat also seine eigene Praxis gefunden im Umgang mit Grenze und Fremdsein. In Russland hatte ich jeweils nur das Aufenthaltsvisum für eine Stadt, in der ich dann auch nur einige Bezirke offiziell betreten durfte. Andererseits lebte ich dort mit Ausländern aus 60 Ländern, auch aus dem Westen, und am fernsten waren mir die eigenen Landsleute, unter denen die Lauscher, Spanner und Zinker umgingen, und es gab ja so Vieles, das verboten war.

Eine fremde Welt für Sie, keine Frage. In Osteuropa, in Mitteleuropa, geographische Nähe, politisch ein andere Stern. Nicht ganz so fremd habe ich den Westen erfahren, ich habe ihn in den letzten sechs Jahren in grossen, ausführlichen Zügen in mich aufgenommen, ohne einem Rausch verfallen zu sein. Zweifellos hat es in Ost- und Westdeutschland in den zurückliegenden Jahren viel Paroxysmus und nachträgliche Katerstimmung gegeben. Man ist sich fremder als je, weil man sich zu schnell zu nahe gekommen ist. Dazu kommen die Kommunikationsanomalien: Schweigen ist Feigheit, also reden wir. Über uns selbst, über die anderen. Reden ist Existenzbeweis: ich rede, also bin ich. Der Westen – jahrzehntelang trainiert – macht's vor. Der Osten – rhetorisch abgeschrieben – stottert noch oder skandiert schon. Die innerdeutsche Kommunikation – eine Kaspar-Geschichte. Mit immer neuen Variationen. Zuerst hat West über Ost geredet: betroffen über die wahre DDR. Dann hat West mit Ost geredet: Du sollst sein wie ich. Bald hatte West Ost über-redet. Da aber unerwartet: Ost beginnt, über West zu reden: grossmäulige Schwätzer. Man wird sehen, wie es weitergeht.

Fremdsein als Stimulans: ich halte es für ein Glück, häufig und frühzeitig in der Fremde und unter Fremden gewesen zu sein. Meine polyglotten Freunde aus Oman oder Mauritius haben mich vor 15 Jahren in der Sowjetunion gelehrt, was es heisst, sich in der Fremde ein Heim zu bauen. Natürlich bin ich weder Russe noch Afrikaner geworden, wahrscheinlich bin ich sogar Deutscher geblieben. Aber die Wahrnehmungen in dieser Welt und die Annäherungen an andere gehen auf spezifische Weise vor sich.

Ich ertappe mich häufiger dabei, wie mir zum Beispiel ein bestimmtes «Ossi-Tum» auf den Wecker fällt und ich insbesondere angesichts des ostdeutschen Sicherheitsphlegmatismus – einer besonders enervierenden Form von Vogel-Strauss-Habitus – in rhetorische Haltungen verfalle, die nichts anderes als Wessi-Chauvinismus repräsentieren. Dabei habe ich unter den grossen Brüdern aus dem Westen (die kann man sich ja bekanntlich nicht aussuchen) nicht gerade viele Freunde gefunden, es gibt, kurzgesagt, in mir eine endogene Spannung gegenüber diesem Deutschland, die nur mit Fremdheit zu tun haben kann.

So kam ich unter die Schweizer. Sie werden mir verzeihen, wenn ich mich über diese Begegnung noch bedeckt halte. Eines allerdings sei nicht unterschlagen. Die letzten 12 Monate mit ihrem ständigen Pendeln zwischen Hier und Dort haben mir die Sinne geschärft dafür, dass Sie hier kein teutonischer Appendix sind, ich habe (mit grossem Vergnügen) entdeckt, dass sich in den ersten Monaten die Menschen, die Dinge, die Verhältnisse hier nach einer ersten Irritation – ich möchte fast sagen Halluzination – des Vertrautseins von mir entfernten, mir fremder wurden, während sie jetzt allmählich wieder auf mich zukommen. Wie schön, mittendrin zu sein, und doch auch wieder mit dem bewussten Abstand. Ich werde ja sehen, wo das hinführen wird.

Fremdheit als Lebensstimulans, als Remedium der Selbst-Behauptung, das ist eine meiner (wenigen) festen Überzeugungen. Auch wenn es paradox klingen mag: Die Begegnung mit dem Anderen, die Offenheit gegenüber dem Disparaten, sie sind entscheidende Bedingung für die Entstehung eines Individuums. Nur, wer die Fremde kennt, kann Heimat erfahren. Nur in der Interaktion mit dem Fremden ist Vertrautheit, bewusste, gebändigte, reflektierte Vertrautheit überhaupt möglich.

Woher aber die Sicherheit, die Fähigkeit zu dieser Interaktion, woher der Mut für die Öffnung nach innen und aussen, der Mut zum Fremdsein? Ich halte dies für eine zutiefst spirituelle Angelegenheit. Hier gelten nicht die Regeln der Ökonomie und auch nicht des sozialen Anstands. Mut zur Öffnung: Was das in der Wirtschaft heisst, haben wir in den letzten Jahrzehnten erlebt. Es hat gewiss wenig mit kosmopolitisch-humanitären Bemühungen zu tun, wenn ein Konzern Filialen in der Dritten Welt gründet. Mut zur Fremdheit, das ist – gerade im Lichte der Anziehungs- und Abstossungsgeschichte zwischen Erster und Dritter Welt – vor allem eine spirituelle, eine kulturelle Frage. Es ist eine pradoxe, eine antinomische Frage. Sie zielt auf das Pendel zwischen Heimat und Fremde, zwischen Vergangenheit und Heute, zwischen Herkunft und Nomadentum. Wieviel Kraft ziehe ich als Individuum, als Unteilbares, aus dem mich umgebenden Milieu? Definiere ich meinen Weg als den Anderer, die ihn vor mir gegangen sind?

Wer darauf Antworten weiss, für sich selbst, dem kann es auch an Mut zur Öffnung nicht fehlen. Ich plädiere deshalb für eine Überwindung des antagonistischen Fremdseins durch die Rückbesinnung auf den eigenen kulturellen Zusammenhang. Aus einer souveränen eigenen geographischen wie kulturellen Ortsbestimmung die Freiheit zur Annäherung an die fremde Existenz, an fremdes Leben gewinnen. Die Entdeckung machen, dass nicht nur die anderen anders sind, sondern auch ich anders bin.

Wir stehen in einer Zeit der Entscheidung, ob wir die vor sich und vor uns gehenden Bewegungen von Menschen, von Völkern überstehen oder eben nicht, ob wir die Verfallsentropie des persönlichen Bewusstseins wieder verkleinern oder aber die Herrschaft im eigenen Hause verlieren. Wir haben erkennen müssen, dass die Verbrüderung der Menschheit im Zeichen weder der Ökonomie noch der Ökologie Chancen bekommen hat. Warum? Weil mit dem Vorwand der Anpassung und Angleichung, der Nivellierung und Auslöschung der Unterschiede zwischen Ost und West, Nord und Süd deren unerbittliche Verschärfung betrieben wird.

Daher mein zuweilen hoffnungsloser, aber doch unerbittlicher Glaube an die Rolle, die die Kunst spielen kann, wenn es darum geht, den Schlüssel zu neuen Welten zu finden und die eine zu bewahren. Die Kunst, das ist das Originäre, nicht Reproduzierbare, also der Unterschied, der Gegensatz, der Konflikt, die Provokation zwischen Menschen, zwischen Nationen, Gesellschaften; die Kunst ist in jedem Falle die erste und die letzte Edition, das Wertfreie, das Unschätzbare, auch, nachdem der Hammer zum dritten Male gefallen ist. Sie ist der Widerspruch gegen die Zahlen und Hochrechnungen, sie ist sogar

der Beweis gegen die Zahlen und Hochrechnungen.

Wenn wir Kunst so begreifen, wenn wir unsere Kultur nicht als ein nettes Spielzeug, sondern als eine mögliche Überlebensstrategie begreifen, dann könnten wir auf das Kommende besser vorbereitet sein. Wir müssen heute und bei den Jungen anfangen, bevor die mächtigste Maus der Welt aus der Massen- eine Firmenkultur gezaubert hat, mit Mickeys Nachrichten, Mickeys Infotainment, Mickeys Erotikthriller und Mickeys Gameshow. Nehmen wir den Weg in die Fremde und zu den Fremden durch die Schneise, die die Kunst in unserer Success- und Medienwelt offengehalten hat. Nicht an unseren Gemeinsamkeiten, sondern an unseren Unterschieden sollten wir uns erkennen und anerkennen. Dann ist die Fremdheit nicht mehr das Hormon des Hasses, sondern eine vertrauensbildende Basis, von der aus wir unsere Welt und ihre Zukunft vielleicht doch noch einmal neu deuten und entwerfen können.

Armengenössige Menschen – Pioniere des Wohlfahrtsstaates?

Von *Hans Utz*

Margarethe Gabathuler

Die 35jährige Margarethe und der 27jährige Peter heirateten 1850. Sie war das dritte Kind von neun, von denen noch zwei weitere die Armenpflege beschäftigten. Auch Peters Familie war arm; aktenkundig ist die Unterstützung seiner Mutter sowie zwei seiner drei Geschwister – und das dritte starb 33jährig.

Zuerst kamen in rascher Folge drei Kinder zur Welt; das letzte dann nach einem fünfjährigen Zwischenraum und nach Peters Tod. Wenn man die eingetragenen Daten als zuverlässig ansehen darf[1], so fällt auf, dass die Pause im gleichen Jahr beginnt, als Margarethe die freie Mittelverwaltung beantragte. Einer verheirateten Frau scheint dies nur möglich gewesen zu sein, wenn der Ehemann Konkurs erklären musste.[2] Margarethe war eine der ersten Frauen in Ettingen, die nach dem neuen Vor-

Kurt Moser-Gähwiler

Ebenfalls in der ersten Sitzung der Armenpflege vom 2. Dezember 1860 «macht» Kurt «der Commission durch Gemeinde-Präsident Brodmann Vormerkung, dass der Käufer seines bis anhin bewohnten Logis am 15ten December von demselben Besitz nehmen werde und er daher gemäss allenthalben gemachten erfolglosen Nachforschungen um ein Anderes, bis dorthin Obdachlos werde.»[4] Die Armenpflege hatte sich um ein neues Logis zu kümmern, so verstand sie jedenfalls diese Mitteilung. Nachdem sie eine Wohnung hatte mieten können, vereinbarte sie mit Kurt und seiner Frau die Verpfändung seiner Holzgaben (das den Bürgern zustehende Holz-Kontingent) zur Sicherstellung der Mietzinszahlung. Ist Kurt damit bereits armengenössig? Im Dorf wusste man, dass die Armenpflege für ihn bürgte; denn auch